

Neuere deutschsprachige Monographien zur gotischen Architektur in Nordfrankreich

KATHARINA CORSEPIUS

Notre-Dame-en-Vaux. Studien zur Baugeschichte des 12. Jahrhunderts in Châlons-sur-Marne

Forschungen zur Kunstgeschichte und Archäologie, 18. Stuttgart, Steiner 1997. 252 S. Text, sehr zahlr. Abb. u. Planbeilagen. DM 198,-. ISBN 3-515-06602-0

RUPERT SCHREIBER

Reparatio ecclesiae nostrae. Der Chor der Kathedrale in Tours

Meßkirch, Gmeiner 1997. 106 S. Text, 155 Abb. DM 49,80.

ISBN 3-926633-38-7

CHRISTOPH BRACHMANN

Gotische Architektur in Metz unter Bischof Jacques de Lorraine (1239-60).

Der Neubau der Kathedrale und seine Folgen

Berlin, Gebr. Mann 1998. 181 S. Text, zahlr. Abb. u. Planbeilagen. DM 198,-. ISBN 3-7861-1967-8

Der Architekturhistoriker Michael T. Davis hat jüngst einen Überblick über neue Perspektiven in der Forschung zur gotischen Sakralarchitektur verfaßt (Sic et Non. Recent Trends in the Study of Gothic Ecclesiastical Architecture, in: *Journal of the Society of Architectural Historians* 58/1999, 414-423). Absicht war dabei auch, eine bisweilen zu vernehmende Kritik an der angeblich fehlenden Aktualität der architekturgeschichtlichen Methoden und Erkenntnisziele zurückzuweisen. Derartigen Vorwürfen, hier würde weiterhin – und im Gegensatz zur Erforschung der mittelalterlichen Bildmedien – ein primär auf die Nachzeichnung stilgeschichtlicher Entwicklungslinien begrenzter Positivismus ohne weitere Reflexion betrieben, setzt Davis die Reichhaltigkeit, ja Diversität und Interdisziplinarität der Ansätze der letzten zwanzig Jahre entgegen. Davis' Synopse offenbart aber auch, daß es durchaus landesspezifische, aus bestimmten Traditionen hervorgegangene Neuansätze im Umgang mit der mittelalterlichen Architektur gibt. In engeren Zusammenhängen überblickt, zeigt sich also durchaus, daß energisch bestimmte Stoßrichtungen verfolgt werden,

daneben andere Erkenntnismöglichkeiten weniger interessieren. So wird etwa für die deutsche Forschung zur nordfranzösischen Gotik der innovative Impuls deutlich, den architekturikonographische und technikgeschichtliche Ansätze der 70er Jahre ausgeübt haben – Ansätze, welche ihrerseits zu einem Gutteil aus der alten motivhistorischen Forschung erwachsen sind. Rechts- und liturgiehistorische Fragestellungen etwa sind dagegen für die französische Gotik in geringerem Maß verfolgt worden; die Interpretation von mittelalterlichen Deutungen gotischer Architektur, etwa eines Abt Suger von St-Denis, benötigt, worauf zunächst Kidson 1987, sodann u. a. Crossley, Speer und Marksches aufmerksam gemacht haben, eine verbesserte Grundlage. Und angesichts der Vielfalt teils anregender, aber einander teils ausschließender und bisweilen unhaltbarer Gotikinterpretationen, wie sie über das 20. Jh. Worringer, Jantzen, Panofsky, Sedlmayr und Jüngere vorgetragen haben, scheint eine neue Erörterung der ästhetischen Erscheinungsweise der gotischen Architektur zur Zeit offenbar wenig opportun. Vor diesem Hintergrund sind die hier

anzuweisenden Publikationen der Jahre 1997/98 zu sehen, die darauf abzielen, mit architekturhistorischer Kompetenz zur Lösung von im weitesten Sinne sozialhistorischen Fragestellungen — der gesellschaftlichen Repräsentation der Bauträger *qua* Sakralarchitektur — beizutragen.

Daß über die Stiftskirche Notre-Dame-en-Vaux in Châlons-sur-Marne eine eigene umfangreiche deutschsprachige Monographie vorgelegt wird, mag zunächst verwundern, da der Bau und seine Skulptur u. a. durch Anne Prache, Jean-Pierre Ravaux und Léon Pressouyre wiederholt studiert worden sind und die architekturgeschichtlich hauptsächlich bedeutsamen Ostteile sich klar mit dem Chor von St-Remi in Reims in Verbindung bringen lassen. Gleichwohl ist die neue Monographie von *Katharina Corsepius* von großem Wert, welche das gesamte in den letzten Jahren beträchtlich verfeinerte Instrumentarium der Beurteilung gotischer Architektur mit Gewinn anwendet. Dies gilt für die kritische Sichtung der Restaurierungen und der ihnen zugrunde liegenden Doktrinen, die detaillierte Beurteilung der Schriftquellen, die Analyse von Dachstuhl, Mauerwerk, Steinbearbeitung usw. Die hier waltende Umsicht und die Fülle der Beobachtungen führen immer wieder zu Exkursen, die auch außerhalb des engeren monographischen Kontextes von Interesse sind. So hat die Autorin in der Südvorhalle eine bislang unbekannte, auf ca. 1220 zu datierende geritzte Vorzeichnung für den Innenpaß der Westrose der Abteikirche gefunden, damit ein weiteres frühes Beispiel von vorbereitenden Ritzzeichnungen erschlossen, die sich in der Champagne auffällig häufen (vgl. Soissons, Reims). Daneben liest man mit Interesse die Ausführungen zur Schablonenverwendung für die Steinbearbeitung im 12. Jh. oder den sehr nützlichen Exkurs zum sog. »Karrenkult«, also jenem vor allem für die 2. Hälfte des 12. Jh.s gehäuft berichteten massenweisen Baumaterialtransport durch einfache Bevölkerungsschichten für die Errichtung der großen Sakralbauten.

Zur Erklärung weist die Autorin vorsichtig auf den Zusammenhang zwischen der Genese von Wallfahrten und der Propagierung der Notwendigkeit von Neubauten hin. Der opulente Abbildungsteil wartet mit genauen Plänen und zahlreichen Detailfotos von allerdings unterschiedlicher Qualität auf. Als ärgerlich muß dabei erwähnt werden, daß die zweite Hälfte der Bildnummerierung nicht mit den im Text gegebenen Abbildungsverweisen übereinstimmt, was die mühevoll Suche der betreffenden Illustrationen zur Folge hat.

Der Hauptteil des Buches ist der chronologischen Entwicklung des Baues gewidmet, die die ältere Forschung deutlich präzisiert, ohne sie spektakulär zu revidieren. Auf einen ersten Bau (I) von ca. 1130, von dem sich die Untergeschosse der Chorseitentürme erhalten haben, folgte bald eine weitere (vielleicht etwas zu früh angesetzt) Phase (Bau II, ca. 1140 — vor 1183) mit der Anfügung einer Zweiturmfassade und eines ungewölbten Quer- und Langhauses. Für dieses rekonstruiert C. überzeugend ein System aus Transversalbögen, auf denen eine flache Holzdecke auflag. Während dieser Zeit, im Zusammenhang etwa mit einem Teileinsturz 1157, ist bereits auf eine ausgeprägte Marienwallfahrt zu der Stiftskirche zu schließen. Ab ca. 1187 erfolgte der Umbau des Langhauses, das einen vierzönigen Aufriß und eine Rippenwölbung erhielt, sowie bis ca. 1217 die Anfügung des Chors mit Umgang und Empore. Es geht der Autorin insbesondere um präzise Erfassung, Zuordnung und Rekonstruktion des Baubestandes. Dessen gestalterische Eigenheiten werden hingegen in weit geringerem Maße gewürdigt, weshalb z. B. die Ostteile als das künstlerische und technische Hauptstück der Stiftskirche merkwürdigerweise kaum eigens zur Sprache kommen.

Anregend erscheinen vor allem die abschließenden Ausführungen der Autorin, in denen sie die Baugeschichte der Stiftskirche auf unterschiedliche Anspruchsniveaus bezieht. Die Bewertungsskalen sind hierbei das lokale bzw. überregionale Bezugsfeld einerseits, kirchenhierarchische Bezüge zwischen Kathedrale und »Landkirche« andererseits. Schlägt sich die institutionelle Anbindung der Stifts-

kirche an die Kathedrale durch weitgehende Übereinstimmungen bei Plan I nieder, so differenziert sich das Verhältnis ab Plan II, der mit seinem Lang- und Querhaus zwar zeitgleich zu entsprechenden Teilen in der Domkirche einen Neubau entwirft, in dem Verzicht auf Einwölbung aber deutlich Bescheidenheit walten läßt, die selbst gegenüber mancher Landkirche auffällt. Auf der anderen Seite wird schon in dieser Phase mit dem Projekt eines Chorumgangs ein Element geplant, das sich vom Vorbild der Bischofskirche absetzt. Vollends verwirklicht wird dies in Bau III, der Lang- und Querhauswölbung »nachholt« und einen Chor realisiert, der auf die gleichzeitig entstehende ambitionierte und innovative Ostpartie von St-Remi in Reims rekurriert. Hier ist demonstrativ ein neuer Referenzbereich erschlossen, ein Vorgang, den C. mit einer weitgehenden institutionellen Emanzipation des Stifts von der Mutterkirche und der erfolgreichen Einrichtung einer eigenen Wallfahrt korreliert. Klug dazu kontrastierend wird das Beispiel der Pfarrkirche St-Amand-sur-Fion aufgeführt, deren in vier durchlasteten Zonen sich aufbauender Chor die entsprechende Chorphatie der Kathedrale aus dem 2. Viertel des 13. Jh.s widerspiegelt. Der abschließende Appell, von einer primär an Großbauten orientierten linearen Stilgeschichte und von vereinfachenden sozio-ökonomischen Modellen der Architekturgeschichte Abstand zu nehmen, rennt sicherlich offene Türen ein, vor allem dann, wenn C. fordert, stillkritische Methoden einzubetten in eng verzahnte, dabei aber historisch und topographisch eingegrenzte Kontexte. Stillkritik gründet sich für C. wie für viele andere Architekturhistoriker auf die Prämisse, insbesondere das gotische Bauen sei eine Art Repräsentationsarchitektur, deren formale äußere Erscheinung das entscheidende Kriterium abgibt, um Referenzen auf Vorbilder und Vergleichsbauten als wesentliche Motivation des Bauens verstehen zu können. So wird die Übernahme des Chorkonzepts von St-Remi implizit als ein gleichsam



Abb. 1 Tours, Kathedrale, Chor (Hirmer 8543573)

symbolischer Akt interpretiert, der politisch-institutionellen Veränderungen visuell-architektonischen Ausdruck verleihe. Außerhalb der Diskussion bleibt dabei aber die prinzipielle Möglichkeit, daß hierbei etwa auch liturgisch-funktionale Aspekte wirksam gewesen sein können — selbst wenn darüber in den Quellen wenig zu erfahren ist —, z. B. im Bereich der Motivmessen, die im Zusammenhang mit der Wallfahrt neue Dimensionen angenommen haben könnten, die auch neue architektonische Lösungen erforderten.

Ganz anders als in Châlons war die Ausgangslage zum gotischen Kathedralchor in Tours (Abb. 1), den *Rupert Schreiber* analysiert hat: Die Ranghöhe der Kirche, immerhin Metropolitansitz, kontrastiert mit ihren im Vergleich zu anderen Sakralbauten des 13. Jh.s relativ bescheidenen Dimensionen (Gewölbehöhe 28 m). Die Wertschätzung der exquisiten Architektur

wurde durch eine erst in jüngster Zeit angezweifelte Spätdatierung (Baubeginn nach 1233) behindert. Schließlich sind die Schriftquellen sehr spärlich überliefert, zudem teilweise 1940 durch deutsche Truppen zerstört worden; Informationen zu den Vorgängerbauten fehlen fast vollständig. Angesichts dieser Situation hätte man sich eine Publikation gewünscht, die in ihrer Quellen- und Bildokumentation dem eigentlichen Rang des Bauwerks und ebenso den Ergebnissen der Recherchen S.s gerecht wird. Entstanden ist indessen eine zwar preiswerte, doch etwas lakonische, vornehmlich auf die Erschließung des Gebäudes konzentrierte Publikation, deren Abbildungsqualität viele Wünsche offenläßt.

Umsichtige Quelleninterpretation und Bauanalysen erlauben dem Autor, den Beginn des gotischen Neubaus auf ca. 1210 festzulegen. Diese erste, das gesamte Arkadengeschoß umfassende Bauphase ging in zwei Etappen vor sich, von denen sich die erste durch eine stupende Aufmaßgenauigkeit auszeichnet. Die erste Bauphase ist morphologisch ohne jeden Zweifel auf die Kathedrale von Chartres zu beziehen, und zwar auf die wohl etwas später als das Langhaus begonnenen aufgehenden Teile des Chores. Dadurch rückt die Tournenser Bischofskirche nicht nur zu einem der wichtigen Bauten der ersten Generation der französischen Hochgotik auf, sondern es schält sich mehr und mehr eine maßgeblich von Chartres geprägte Baugruppe zwischen dem Anjou und der Ile-de-France heraus, die sich neben Chartres und Blois (St-Lomer) gerade in Tours manifestiert. Denn der Neubau der Kathedrale geht zeitlich und stilistisch parallel zu denjenigen der Abteikirchen in Marmoutier auf dem anderen Loireufer sowie — einige Jahre später — von St-Julien in Tours. Nach der Neubewertung des Verhältnisses der Kathedralen von Soissons und Chartres durch Bruno Klein und Dany Sandron gewinnt die Chartreser Gotik mehr und mehr den Charakter eines spezifischen, von

der Ile-de-France und der Champagne abzusetzenden, in seinen regionalen Auswirkungen klar zu umreißenden Idioms. Um so deutlicher kontrastierte damit aber wohl — worauf S. nicht eingeht — die Gestalt des in der 1. Hälfte des 13. Jh.s erbauten, heute nicht mehr vorhandenen Chors der großen Abteikirche St-Martin in Tours, der Formen der Kathedrale von Bourges rezipiert.

In einer zweiten, aufgrund der Formen sehr gut zu datierenden Bauphase folgte an der Tournenser Kathedrale ab ca. 1239 die Errichtung des Obergadens. Für unser Wissen um die mittelalterliche Bautechnik ist hier insbesondere S.s Darstellung der Verwendung von Eisenarmierungen und ihrer Kosten von Bedeutung: Auf vier Niveaus sicherten Zuganker die Stabilität des Mauerwerks. Nicht nur hinsichtlich Datierung und Formensprache (Maßwerkzeichnung), sondern auch in der Bautechnik ergeben sich in dieser Bauphase engste Beziehungen vor allem zur Pariser Ste-Chapelle; ein Aspekt, der auch dadurch von Interesse ist, daß königliche Stiftungen eben in den 40er Jahren für Tours belegt sind. Wie in Châlons-sur-Marne wird also der regionale Bezugsrahmen durch einen überregionalen ersetzt, der nicht nur in der Anwendung von neuen Formen der Rayonnantgotik zum Ausdruck kommt, sondern einhergeht mit technischen Innovationen, die Voraussetzungen für die großflächigen Glasmalereien des Tournenser Obergadens abgeben. Die in diesem Zusammenhang von S. vorgetragene Überlegung zur Rolle des Werkmeisters an der Amienser Kathedrale und eventuellen Erbauers der Ste-Chapelle, Robert de Luzarches, erscheinen etwas spekulativ, zumal sie einige rezente Diskussionsbeiträge nicht berücksichtigen (Murray, Stephen: Looking for Robert de Luzarches: The Early Work at Amiens Cathedral, in: *Gesta* 29/1990, 111-131; Prache, Anne: Remarques sur les parties hautes de la cathédrale d'Amiens, in: *Gazette des Beaux-Arts* 138/1996, 55-62). Dies gilt analog auch für eine in diesen Partien deutlich werdende,

im Gesamtkontext der Arbeit etwas befremdliche Tendenz, Formen- und Motivweitergaben in personalisiertem Sinne als Eigenheiten einzelner Meister zu erklären und qualitativ zu bewerten. Man würde hier gerne noch andere Fragen stellen: Wenn S. den Obergaden in seiner kühnen, verglasten Skelettstruktur von enormer Transparenz anregend als »führende« Bauaufgabe der Mitte des 13. Jh.s beschreibt, in welchem Zusammenhang steht dies mit den inszenatorischen Qualitäten der hier ausgebreiteten Bildprogramme? Übernimmt die Architektur die Rolle einer technischen Hilfskonstruktion oder diejenige eines Bildes, das in der Tendenz wie die Glasmalerei als immateriell wahrgenommen werden soll? Eine in vieler Hinsicht weiterführende Arbeit hat *Christoph Brachmann* zur gotischen Architektur in Metz im 13. Jh. vorgelegt; ein bedeutendes Desiderat der Gotikforschung, denn die letzte ausführliche und in vielem auch weiterhin gültige monographische Abhandlung wurde 1931 von Jean Vallery-Radot vorgelegt. Die geläufige Vorstellung, auf Reichsgebiet hätten sich in den 40er Jahren des 13. Jh.s zwei Hauptbauzentren, Köln und Straßburg, etabliert, übersieht gelegentlich, daß gleichzeitig auch in Metz ein monumentales hochgotisches Bauunternehmen ins Werk gesetzt wurde. Dessen Ambitionen entsprechen der historischen Bedeutung der Stadt und des Bistums; schon allein in ihren Ausmaßen ist die Kathedrale mit dem Kölner Dom zu vergleichen. B.s ausführliche, hervorragend bebilderte und dokumentierte Arbeit sucht allerdings nicht die vollständige Baugeschichte der Metzzer Kathedrale im Mittelalter darzustellen, sondern nimmt synchronisch das gesamte Baugeschehen im Bistum Metz unter Bischof Jacques de Lorraine (1239-60), mithin die Entstehungsphase der Hochgotik in Metz, in den Blick. So kommen von der Kathedrale nur die unteren Partien des Langhauses zur Sprache (*Abb. 2*). Allerdings wurde in diesen frühen Bauphasen wohl weitgehend der Gesamtplan festgelegt, nach dem der Bau im

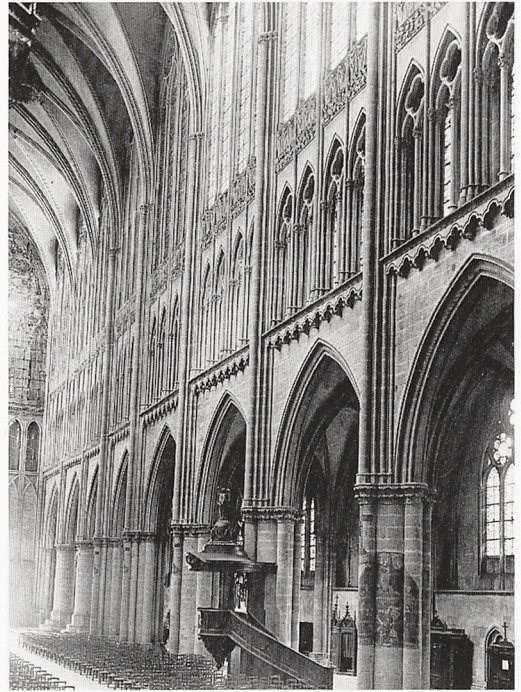


Abb. 2 Metz, Kathedrale, Mittelschiffs nach Nordwest (Falkenstein 957)

14. (Langhaus) sowie im 15./16. Jh. (Querhaus und Chor) fertiggestellt wurde. Das eigentliche Zentrum der Untersuchungen B.s ist aber die um die Mitte des 13. Jh.s errichtete Abteikirche St-Vincent (*Abb. 3*). Hinzu kommt eine umfassende Analyse der Bautätigkeit an zahlreichen weiteren Metzzer Neubauten dieser Zeit.

In knappen, gleichwohl konzisen quellenkritischen Untersuchungen und Architekturbeobachtungen wird die Stellung der Metzzer Gotik der Mitte des 13. Jh.s neu bewertet: Wurde bislang für die Kathedrale mit ersten Bauvorbereitungen um 1220 gerechnet, so dürfte nach den neuen Forschungen der Bau erst zu Anfang der 40er Jahre des 13. Jh.s begonnen worden sein. Bis ca. 1260 wurden das Langhaus bis auf Triforiumshöhe bzw. auf der Nordseite bis in den Obergaden und das erste Turmobergeschoß aufgeführt, dabei im

Westen bekanntermaßen die quer zum Langhaus gestellte Stiftskirche Notre-Dame-la-Ronde einbezogen. Orientiert sich das Langhaus im Gesamtaufbau bis hin zu bautechnischen Einzelheiten vorwiegend an der Kathedrale von Reims, so reflektiert die Stiftskirche insbesondere die Pariser Ste-Chapelle, daneben aber auch Einzelformen des entwickelten Rayonnant (Porte Rouge von Notre-Dame in Paris, St-Nicaise in Reims). Der gleichzeitig ab 1243 projektierte Neubau von St-Vincent folgt hingegen den Dispositionen des ottonischen Vorgängerbaues, geht jedoch in der Formensprache ebenfalls auf die aktuelle Pariser Architektur sowie die Kathedrale von Toul zurück; Bautechnik und Bauformen wirken umgehend auch auf die Kathedralbaustelle sowie eine Reihe weiterer Bauunternehmungen in Metz und Umgebung. In diesem Zusammenhang entwirft der Autor zahlreiche Kurzmonographien und Neubewertungen, die aus einer intensiven Beschäftigung auch mit heute verbauten oder zerstörten Architekturen des 13. Jh.s resultieren. Genannt seien außer den Pfarr- und Mendikantenkirchen dieser Zeit vor allem wichtige Profanbauten wie das Hôpital St-Nicolas, Bürgerhäuser wie die sog. Grange des Antonistes (umbenannt in Hôtel d'Apremont), das Hôtel St-Livier u. v. a., schließlich die von Jacques de Lorraine in Hombourg-Haut ins Werk gesetzte Stiftskirche und die dortige Burgkapelle. Erst durch diese umfassende Analyse des Baugeschehens wird die Bedeutsamkeit der Metzger Gotik in ihrer vollen Breite und Ausstrahlungskraft deutlich. Zu Recht kann der Autor deshalb etwa die bislang etwas überbewertete Bedeutung der Kathedrale von Toul als Scharnier zur Frühgotik im Reichsgebiet relativieren.

Der von B. verfolgte Ansatz revidiert verbreitete Auffassungen von morphologisch zu greifender »Stileinheitlichkeit« zugunsten einer mehr auf Herstellungsprinzipien gotischer Formen zentrierten Betrachtung. Für den Fall Metz ist nun nachzuweisen, daß während der

wirtschaftlichen Konjunktur zur Regierungszeit von Jacques de Lorraine eine Logistik des Bauens entwickelt wurde, die binnen kurzem zum Mittel wurde, die gesamte Stadtstruktur umzuwandeln. Dabei bediente man sich von Anfang an einer weitgehenden bautechnischen Standardisierung, die – dank des gut zu bearbeitenden Kalksteins in der Umgebung (Steinbruch von Jaumont) – Mitte des 13. Jh.s ihresgleichen sucht. Offenbar wurde ein Mustervorrat an Formsteinen und Motiven entwickelt, die für zahlreiche Bautechniken, -formen und -aufgaben variabel kombinierbar waren. Mit einem zwar vielfältigen, gleichwohl doch in der Zahl begrenzten Vorrat war es also möglich, verschiedene motivische Referenzen zu veranschaulichen, hierarchische Unterschiede deutlich werden zu lassen und ökonomische Erwägungen zu steuern. Besonders eindrucksvoll zeigt B. dies für St-Vincent, das wohl zwischen 1243 und 1248 geplant, anschließend in einer Rekordzeit bis 1253/54 aus einigen wenigen Standardelementen und in der Steinhöhe jeweils identischen Steinformaten errichtet wurde. Dies ist an Hand einer Reihe von Detailplänen von Pfeiler- und Vorlagenquerschnitten in aller wünschenswerten Genauigkeit exemplifiziert. Für die Rekonstruktion des gotischen Bauens in Metz nimmt die Abteikirche damit eine Schlüsselstellung ein, denn von hier aus ergeben sich bautechnische und formale Bezüge zur Kathedrale wie zu einfacheren Sakral- und Profanbauten. Diese Bezüge wären als direkte Ableitung aus der Kathedrale weder in Details noch in motivischer Hinsicht zu ermitteln gewesen. Im Sinne einer morphologisch begründeten »Stileinheitlichkeit« läßt sich die Metzger Architektur in dieser Zeit also kaum auffassen, obwohl sie aufgrund ihrer technischen Verfahren gleichwohl eine Einheit bildet (*Abb. 2 und 3*). Anregend sind in diesem Zusammenhang die Überlegungen B.s zum Weiterwirken der bautechnischen und logistischen Metzger Standards. Offenbar handelt es sich um ein Phänomen, das bestimmte konjunkturelle Bedingun-

gen zur Voraussetzung hatte, wie sie in Metz bis ca. 1260 herrschten. Wie einige »Nachfolgebauten«, etwa Offenbach am Glan und Wimpfen im Tal, verdeutlichen, ging die Weitergabe von Bauformen und Bautechnik aber auf unterschiedlichen Wegen vor sich. Die zwar effiziente, aber komplizierte Standardisierung war nicht immer problemlos zu tradieren, wie dies auch schon Dieter Kimpel für die ersten Bauphasen des Kölner Doms beobachtet hat. Es ist eine nachvollziehbare Überlegung B.s, hierbei auch Sprachgrenzen als Faktor für die heterogene Kommunikation von Architekturformen anzunehmen: In dem deutschsprachigen Raum östlich von Metz war die sicherlich zunächst in Französisch gefaßte Begrifflichkeit der neuen Bautechnik nicht problemlos zu verstehen bzw. umzusetzen. In der Tat: Noch um 1400 spielen in den Gutachten zum Mailänder Dombau Probleme der sprachlichen Übersetzung und die rhetorische Qualität der einzelnen Statements eine wichtige Rolle.

B. führt die maßgeblich durch Kimpel beförderte Analyse der gotischen Bautechnik einen bedeutenden Schritt weiter. Während dieser aber die Standardisierung als Ausdruck einer epochalen ökonomiegeschichtlichen Wende verstanden wissen wollte, differenziert B. zu Recht nach lokalen Faktoren und Bedingungen. Damit ist eine weitere, nicht eigens thematisierte Perspektive angedeutet: Die unterschiedliche Ausprägung von logistischen und handwerklichen Fertigkeiten mußte zu unterschiedlichen architektonischen Diskurs- und Bildungsniveaus, wie unsystematisch und heterogen diese im einzelnen auch gewesen sein mögen, führen. Jedenfalls dürften in Zentren wie Paris, Reims oder eben Metz subtilere architektonische Ansprüche vorhanden gewesen sein als an der Peripherie. Dies berechtigt zur Annahme, daß mit dem Rückbezug auf die Reimser Kathedrale, die Pariser Ste-Chapelle, die Porte Rouge von Notre-Dame usw. im Metzger Kathedralbau konkrete Referenzbereiche angedeutet wurden. Die Herkunft der ver-

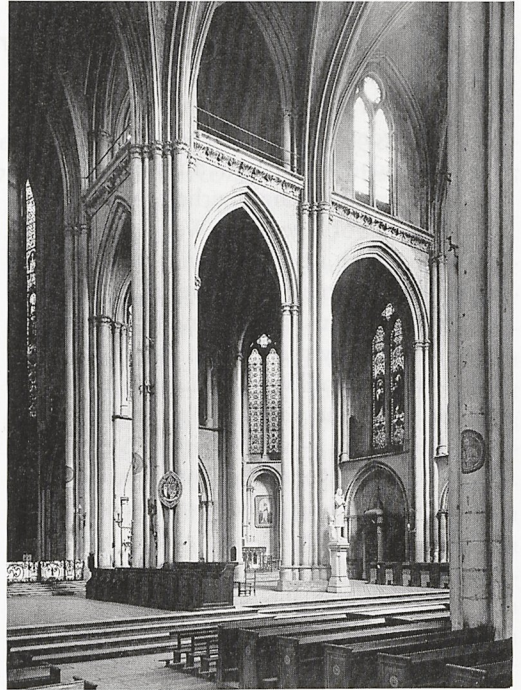


Abb. 3 Metz, St-Vincent, Ostwand des Südquerschiffs (Schlegel 1405)

antwortlichen Baufachleute wird indessen mit guten Gründen in Reims angenommen. B. geht sogar soweit vorzuschlagen, mit dem Abschluß der ersten Hauptbauphase in Reims im Jahr 1241 seien hier Werkmeister freige worden, die anschließend für die Metzger Kathedrale und insbesondere St-Vincent tätig gewesen seien.

Der formale Bezug auf die französische Krönungskirche sei aber insbesondere ein Ausdruck der von Jacques de Lorraine betriebenen antistaufischen bzw. propäpstlichen Politik, die die enge Anbindung des Metzger Stuhls an die lothringische Herzogsfamilie, der Jacques entstammte, verfolgte. Damit einhergegangen sei die Wiederbelebung von Metropolitanpräntionen der Metzger Kirche sowie der karolingischen Zentrumsfunktion der Stadt. Dies habe zum einen eine »wahre Flut von neu errichteten Sakralbauten« (128), zum anderen

die programmatische Ausrichtung an der Metropolitankirche in Reims zur Folge gehabt. Wenn auch der Autor behutsamer und differenzierter argumentiert, als dies hier dargestellt werden kann, so scheinen hier doch einige kritische Nachfragen angebracht. Zwar hebt die chronikalische Überlieferung Jacques' Bautätigkeit vor allem im Wehrbau deutlich hervor, dennoch ist sein Einwirken gerade auf das Kathedralprojekt nicht weiter zu präzisieren. In diesem Zusammenhang muß es jedenfalls eigenartig wirken, wenn mit dem Langhaus — das ja wohl vor allem Altarstellen aufnehmen sollte und kaum primär bischöflichen Aufgaben diente — sowie mit der Stiftskirche Notre-Dame-la-Ronde begonnen wurde, der Chor aber lange in seiner ottonischen Form bestehen blieb. Die Akzente anders als B. setzend, hebt zudem die neueste Literatur zur Metzger Stadtgeschichte gerade für das 13. Jh. die städtische Bürgerschaft als den entscheidenden Machtfaktor hervor; insbesondere erwarb diese von dem überschuldeten Jacques de Lorraine stadtherrliche Rechte. Stadtbürgerliche Vertreter fanden zudem mehr und mehr Eingang in das Kathedralkapitel, und kommunale Baumaßnahmen (Brücken, Verteidigungsanlagen) konkurrierten mit solchen des Bischofs (s. Marianne Pundt: *Metz und Trier. Vergleichende Studien zu den städtischen Führungsgruppen vom 12. bis zum 14. Jh.* Mainz 1998, insb. 244-267 u. 343-353). Diesem Machtzuwachs bürgerlicher Familien ist auch der Aufschwung im Wohnhausbau dieser Zeit zu verdanken. Dieser war, wie B. eindringlich zeigt, eben Teil der Baukonjunktur, an der auch die Sakralarchitektur teilhatte, wobei der Bau der Pfarr- und Mendikantenkirchen sicher ebenfalls von der potenten Bürgerschaft profitierte. Wichtig an B.s Bild der Metzger Architektur scheint vor allem, daß hier ein gleichsam zentral operierendes

»Bauunternehmen« ermittelt werden kann, das offenbar gezielt und vermittels eines beschränkten Mustervorrats verschiedenste architektonische Optionen von Überregionalität bzw. Regionalität, Innovation und Tradition, Reichtum und Sparsamkeit verfügbar und vielfältig kombinierbar hielt — und dies offenbar für unterschiedliche und teilweise konkurrierende Institutionen, keineswegs primär für den Kathedralbau. Die Konjunktur des gotischen Bauens in Metz nicht so sehr auf Jacques de Lorraine auszurichten, würde auch erlauben, die zeitlichen Grenzen des Architekturaufschwungs flexibler zu halten. Immerhin gibt es schon in den 20er Jahren des 13. Jh.s eine reiche Aktivität etwa im Brückenbau. Allerdings stellen diese Bemerkungen nicht die von B. ermittelte Hauptzeit des gotischen Baubooms in Metz in Frage.

Auch wenn der Autor das Bauen in Metz zur Mitte des 13. Jh.s zu Recht als ein bestimmten historischen Gegebenheiten geschuldetes Spezifikum herausstellt, scheint es durchaus fruchtbar, den hier gewiesenen Weg auch an anderen Ensembles zu versuchen. Bei S.s Analyse von Tours deutet sich Ähnliches an, ebenso für Zentren wie Paris oder Köln, ganz zu schweigen von in weitem Umkreis wirkenden Bauwerkstätten, wie sie im 14. Jh. z. B. in Avignon oder Barcelona existiert zu haben scheinen. Schließlich ist mit der Erforschung der Logistik des Bauens auch eine Neudefinition von architektonischen »Hof-Stilen« verbunden, die sich wohl viel weniger aus einem einheitlichen Formenvokabular als aus einer effizienten Bautechnik verstehen lassen (zum Themenkomplex allg. jüngst Wolfgang Brückle, *Revision der Hofkunst. Zur Frage historischer Phänomene in der ausgehenden Kapetingerzeit und zum Problem des höfischen Pariser Stils*, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 63, 2000, 404-434).

Christian Freigang